

Zeitschrift:	Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber:	Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band:	74 (1994)
Heft:	12
Artikel:	Einige Fragen zu Hans Küngs "Weltethos"
Autor:	Muschg, Adolf
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-165331

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ADOLF MUSCHG
ist 1934 geboren, hat
Germanistik, Anglistik
und Psychologie studiert
und steht seit 1959
im Lehrfach, zuerst an
der damaligen Zürcher
Oberrealschule, dann
an verschiedenen ausländi-
schen Universitäten.
Seit 1970 ist er Profes-
sor für deutsche Lite-
ratur an der ETH Zürich.

EINIGE FRAGEN ZU HANS KÜNGS «WELTETHOS»

«Ein Weltethos will das, was den Religionen der Welt trotz aller Verschiedenheiten jetzt schon gemeinsam ist, herausarbeiten, und zwar im Bezug auf menschliches Verhalten, sittliche Werte und moralische Grundüberzeugungen. Anders gesagt: Das Weltethos reduziert die Religionen nicht auf einen ethischen Minimalismus, wohl aber stellt es das Minimum dessen heraus, was den Religionen der Welt schon jetzt im Ethos gemeinsam ist. Es ist gegen niemanden gerichtet, sondern lädt alle ein, Gläubige wie Nichtgläubige, sich dieses Ethos zu eigen zu machen und entsprechend zu handeln. Zum ersten Mal in der Geschichte der Religionen hat es der Council des Parlamentes der Weltreligionen, das vom 28. August bis 4. September 1993 in Chicago unter Beteiligung von 6500 Menschen aus allen möglichen Religionen tagte, gewagt, eine Erklärung zu einem Weltethos ausarbeiten zu lassen und vorzulegen» (aus dem Vorwort des Buches «Erklärung zum Weltethos». Die Deklaration des Parlamentes der Weltreligionen, herausgegeben von Hans Küng und Karl-Josef Kuschel, Piper, München 1993). Am 8. Februar 1994 präsentierte Professor Hans Küng, Direktor des Institutes für ökumenische Forschung der Universität Tübingen, das Weltethos in einem Vortrag, den er im Rahmen der Ringvorlesung «Grenzen» des Departementes Humanwissenschaften an der ETH Zürich hielt. In einem Korreferat bekundete Adolf Muschg, Professor für deutsche Sprache und Literatur an der ETH Zürich, Zweifel an der Umsetzbarkeit des Weltethos in die Praxis und begründet ihn in einer gänzlich anderen Anthropologie. Nachfolgend veröffentlichten die «Schweizer Monatshefte» das Korreferat von Adolf Muschg.

Die Redaktion

Am 9. August 1782 antwortet Goethe Lavater auf eine Schrift über Pilatus, die ihm der Freund aus Zürich geschickt hat, mit schockierender Abwehr: «Wie viel Ausforderungen stehen uns darin: wer kann? wer darf? usw. – worauf mir im Lesen manchmahl ein gelassenes, und auch wohl ein unwilliges Ich! entfahren ist. Glaub mir, ich habe über Dein Buch Dir viel und weitläufig und gut sprechen wollen, habe manches drüber geschrieben, und Dir nichts schicken können, denn wie will ein Mensch den andern begreifen!» Der Brief markiert den Anfang vom Ende einer wunderbaren Freundschaft.

Es ging Lavater um die letzten Dinge seiner Welt. Seine Fragen waren alles andere als rhetorisch. Eben damit hat er Goethe, den «dezidierten Nichtchristen», zum Widerspruch gereizt. Ging es zwischen uns, Hans Küng, um die einzige, um die letzte Wahrheit, Sie würden wohl auch mit Goethes Allergie antworten. So haben Sie reagiert auf das *Roma locuta, causa finita*, und damit die allerhöchste Ungnade herausgefordert.

Ihr «Welt-Ethos» verstehe ich immer auch als Antwort auf diese Erfahrung. Sie suchen einen Weg, auf dem die letzten Wahrheiten, die jede Religion für sich zu besitzen glaubt, einander nicht ausschließen, sondern im gegenseitigen Respekt koexistieren. Man täte Ihnen Unrecht, wenn man Ihr Projekt nur politisch, kirchenpolitisch nennen würde. Sie lassen Ihr «Welt-Ethos» ja nicht darum von den Religionen ausgehen, weil Sie diesen etwa die traditionell höhere Kultur im Umgang mit Andern und Andersdenkenden zutrauen würden als andern Instanzen der Gesellschaft. Dagegen spricht der ganze Anschauungsunterricht der Geschichte.

Jedenfalls in unsrern Breiten musste das Menschen- und das Bürgerrecht der Polis Schritt um Schritt gegen die Kirchen erkämpft werden. Die zivile Humanität ist ein Geschöpf der Säkularisation, des wo nicht entmachteten, so doch auf seine Zuständigkeit eingeschränkten Glaubens. Nein: Sie stützen sich auf die Religion, weil sie für Ihr «Welt-Ethos» die bindenden und lösenden Energien nicht entbehren können, die – ausser dem Eros – in unserem Menschengeschlecht nur der Glaube, die Konfession zu wecken vermag. In der von Ihnen diagnostizierten Notlage der Weltgesellschaft kann nur die aus solchem Kern gewonnene Energie, wenn überhaupt etwas, die Not wenden. Aber: Sie wollen diese Energie gereinigt von ihrem Potential zum Unfrieden, zur gewalttätigen Abgrenzung, zur Menschenverachtung. Sie wollen gleichsam den Kern der Religion spalten und dessen Energie nutzen, ohne sein Zerstörungspotential zu entfesseln. Noch mehr: Sie wollen diese Energie gegen das Zerstörungspotential einsetzen. Und die Pflicht zu dieser Operation schöpfen Sie aus einem Gedanken von bestechender Einfachheit: Sie nehmen im Zentrum der Weltreligionen eine kompatible Substanz, einen humanen Konsens, gewissermassen einen Kern im Kern an. Es käme nur darauf an, ihn herauszupräparieren und quasi chemisch rein für die Verbesserung kollektiver Verhaltensnormen zu verwenden.

Wir haben es eigentlich mit einer Neuauflage von Kants kategorischem Imperativ zu tun: *«Handle endlich einmal so, wie dir deine eigene Religion im Grunde längst zu handeln befiehlt; setze bei Menschen anderer Bekennnisse voraus, dass sie ein gleiches tun, dann wird die Maxime unseres Handelns, zur universalen Norm erhoben, jene lebensrettende Verständigung bewirken, an der die Menschheitsgeschichte bisher gescheitert ist und an der sie keine Stunde länger scheitern darf.»*

Ich muss Ihre Position vereinfachen, ich hoffe, sie nicht ganz zu entstellen – und es tut mir aufrichtig leid, ihr hier und heute nicht nur mit Unglauben entgegentreten zu müssen, sondern mit Überzeugung. Ich glaube, dass die vorgeschlagene ethische Reduktion der Glaubenswahrheiten nur deklamierbar ist, aber nicht realisierbar – und ich fürchte, wäre sie es doch, wir

dürften sie uns nicht einmal wünschen. Nichts, verehrter Hans Küng, wäre mir lieber, als dass ich Ihre Hoffnung teilen könnte. Es sind anderslautende Tatsachen, abweichende Erfahrungen, ein Widerspruch ausserhalb meines Beliebens, was mich zum Widerstand reizt – und wahrlich nicht gegen Ihren guten Glauben, nur gegen die Hoffnung, dass Menschen mit gutem Glauben zu helfen sei.

**Die zivile
Humanität ist
ein Geschöpf der
Säkularisation,
des wo nicht
entmachteten,
so doch auf seine
Zuständigkeit
eingeschränkten
Glaubens.**

*Wo fängt der Mensch an? – mit
Nathan streiten*

Ihr «Welt-Ethos» ist für mich auch eine Art Lautsprecher für den Stossseufzer Nathans des Weisen: *«Möcht doch auch die ganze Welt uns hören!»* Es war der fromme Wunsch der Aufklärung, dass die positiven – und das heisst ja: mörderisch verfeindeten Religionen – ein drittes Territorium bezögen, auf dem sie einig werden könnten: eben den verbindenden Boden der Humanität. Der Mensch fängt da an, wo der Eiferer, der Zelot aufhört – so lautet die Botschaft jenes Stücks. Sie dekretiert für die Religion, was die «Zauberflöte» den Ständen zutraut: die Überwindung ihrer Schranken. – *«Er ist ein Prinz? Er ist mehr als das, er ist ein Mensch!»* Auch die Ringparabel bleibt wundersame Musik in unseren Ohren: wonach die Religionen die Frage, welche von ihnen die gottgewollte, also einzig richtige sei, allein durch den Tatbeweis beantworten könnten. An ihren humanen Früchten soll man erkennen, ob ihre Wurzeln hinreichenden Grund haben. Aber auch und noch mehr ihre *Liebenswürdigkeit*, ihre Grazie soll den wahren Segen zu ihrer Glaubwürdigkeit liefern. Eine Klausel, die Intoleranz am gründlichsten ausschliesst, denn eben dieses ist sie nie: liebenswürdig. – Ihr «Welt-Ethos», lieber Hans Küng, nimmt die frohe Botschaft der Aufklärung wieder auf. Sie beginnt da, wo jede Revolution zum Besten oder wenigstens Besseren der Menschheit auf der Strecke geblieben ist: bei der *Fraternité*. Bescheiden, wie das «Welt-Ethos» auftritt, beginnt es doch sehr hoch oben: auf dem Gipfel der Universalität, und in Ihrem Fall – erlauben Sie mir den kleinen Seitenhieb – bei den Spitzten religiöser Körperschaften. Ich denke nicht daran, die Sprache, die dazugehört, rhetorisch oder gar wohlfeil zu

nennen. Sie ist grossherzig, grossmütig wie Sarastro; sie ist auch leidgeprüft wie Nathan. Aber, leider, sie rettet das Stück nicht: die Geschichte unserer Spezies.

Wer möchte mit Nathan streiten? Ich habe es lernen müssen, als ich mit einem vorwiegend jüdischen Seminar-Publikum – das Thema war Antisemitismus in der deutschen Literatur – *Lessings* grosses Drama las. Für mich, den Goj, war der «Nathan» ein einziger Tatbeweis der deutschen Literatur gegen die Provinzialität des Denkens, aber auch gegen die von der Romantik später noch geförderte Kultivierung von Dunkelheit. Ich war erstaunt, ja erschrocken, wie heftig meine Zuhörerschaft gegen diesen Nathan revoltierte. Weil er zu gut war, um wahr zu sein? Nein: weil er ihr nicht wahr, nicht tragfähig genug schien in seiner Trennung von positiver Religion und universalem Ethos. Sie empfand diesen Nathan, ausgerechnet ihn, als unerträgliche Bagatellisierung jüdischen Schicksals; sie empfand sein Ethos als zu leicht, ja als leichtfertig, weil es das Lebendgewicht jüdischer Leidengeschichte nicht auf die Waage brachte: die Unzertrennlichkeit der jüdischen Wurzel vom Baum jüdischen Lebens und Leidens. Und beinahe schien es, als habe Lessing den Waldschändern des Dritten Reiches noch eine Ermächtigung geliefert: wenn ein Jude erst Mensch *werden* muss, um andern verständlich und angenehm zu sein, ist er zuvor offenbar kein Mensch gewesen. Ich erfuhr: dass die schönste Philanthropie als Lüge, ja als Beleidigung bei denen ankommen kann, denen sie zugutekommen sollte. Nathans Weisheit als ahnungslose Infamie: damit hatte ich nicht gerechnet. Und ich erinnerte mich plötzlich auch an die Polemik des schwarzen Wiener Kabarettisten *Georg Kreisler* gegen *Frischs* «Andorra», die mir um 1960 nur bösartig und abwegig vorgekommen war. Ausgerechnet «Andorra» – ein antisemitisches Stück? Das Stück, das den Mechanismus der Exkommunikation – die Psychologie, wie sich eine defekte Gesellschaft ihren Juden zurechtmacht – exemplarisch vorführt? Aber dies eben war es, was Kreisler empörte: das Exemplarische der dramatischen Beweisführung, der es im Prinzip gleichgültig war, ob ein Jude auf dem Spiel stand, ein Kommunist oder ein Zigeuner. Da fühlte sich der reale Jude

Kreisler abermals ausgelöscht. Die Judenvernichtung durfte allenfalls für den reuigen Täter exemplarisch sein; für die Opfer blieb sie konkret und real. Sie hatte damit zu tun, dass sie Juden waren, nichts anderes. Sie in einem sozialpsychologischen Beispiel abermals zu verheizen, war aus dieser Optik Auschwitz noch einmal – mit feineren, mit philanthropischen Mitteln. Es verallgemeinerte die Realität – das hiess: es verhinderte ihren wahren Kern, das konkrete Skandalon, *diesen* Völkermord.

Das anthropologisch Unvollständige, also Unzureichende des Welt-Ethos-Modells à la Nathan kann schon dem Gymnasiasten dämmern. Ich erinnere mich gut an die Enttäuschung, als die Liebesgeschichte Tempelherr-Recha plötzlich im hohen Lied der Geschwisterlichkeit aufgehen sollte. Edel, hilfreich und gut – aber das war's dann schon? Ich hatte mir das *Happy End* der Menschheitsgeschichte schon ein bisschen spannender vorgestellt. Ganz ähnlich rümpfte sich die Rotznase des Schülers beim dritten grossen Beweisstück deutscher Humanität im 18. Jahrhundert: bei *Goethes* «Iphigenie». Der Preis für die Versöhnung der dramatischen Personen ist, taktlos gesagt, ihre Kastration. Das den Göttern oder dem Schicksal geschuldete Blut wird nicht vergossen, dafür wirken die Geretteten ein wenig blutleer. Orestes' Wahnsinn, Thoas' Vergeltungswunsch gedämpft durch das Valium allgemeiner Humanität. «*Verteufelt human*» hat Goethe sein Geschöpf später selbst genannt. Eine verräterische Formel: der Teufel, durch die Vordertür vollendet hinauskomplimentiert, wird die Hintertür in diese Menschheitsidylle leicht zu finden wissen. Diese Iphigenie hat den Göttern etwas Entscheidendes zuwenig geopfert. Darum bleiben sie als Dämonen in Kraft.

Wir konkurrieren hier wohl mit Menschenbildern, verehrter Hans Küng – und wenn Sie dasjenige, das ich gegen Sie anführe, «tragisch» nennen, dürfte ich nicht widersprechen. Und Sie wissen hoffentlich auch, dass ich diesen Wetstreit gern verlöre – hätte mir die real existierende Menschheit nicht zu viele Beweise gegen Ihre hochherzigen Annahmen aufgedrängt. Human wünschen wir uns die Menschen, das *Homo homini lupus* soll endlich nicht mehr gelten. Und dabei wis-

sen wir gut, dass sogar diese Tier-Metapher ein Stück anthropozentrische Ideologie ist, die jeder Tierforscher in fünf Minuten widerlegen kann. Wäre der Mensch nur ein Wolf, er hätte es nicht nötig, wie der von Gubbio durch den Heiligen Franz, eines Besseren belehrt zu werden. Die Wölfin hat sich, nach der Legende, schon bei der Gründung Roms fürsorglicher gezeigt als alle Menschenmütter.

Dass der Mensch von seinen eigenen Prämissen her nicht zu retten ist – damit spreche ich nur im Diskurs qualifizierter Selbstdäuschung, den wir Zivilisation nennen, einen Skandal aus.

Katastrophen erzeugen immer neue Katastrophen

Aber zurück in das verlorene Paradies der freien Wahl, von welcher dem Menschen verkündet wurde, dass er sie habe, dass sie ihn erst zum Menschen mache. Es steckt in der Wahlfreiheit offenbar von Anfang an ein Paradox, das die resultierende Freiheit entweder zum Schein, zum Hohn – oder aber: zum Schicksal machte, nun erst das Falsche, das Böse, das Verbotene und Destruktive zu tun. Seit der Mensch nicht mehr ohne weiteres an den Teufel glauben konnte, wurde es zur Crux seines Denkens, bei welcher Adresse er den Ursprung dieses Bösen denn deponieren sollte, wie er das Böse begründen bzw. Gott davon entlasten – oder ihn dafür rechtfertigen konnte, dass er das manifest Schauderhafte, das sein Geschöpf mit sich und seinesgleichen anstellte, offenbar zuliess. Der Diskurs der Theodizee ist heute nicht der meine; noch weniger fühle ich mich berufen und imstande, das Böse als «sogenanntes» zu bagatellisieren. Die Feststellung ist genug und übergenug, dass der Mensch, schuldig oder nicht, das erste und einzige Tier ist, dass ausserstande scheint, sich nach den von ihm selbst proklamierten Normen zu verhalten; dem, neben gewaltigen Fähigkeiten zur Organisation, diejenige zum gemeinschaftlichen Überleben so wenig einprogrammiert ist wie diejenige zum individuellen, sinnvollen Leben; das, um in der Natur zu bestehen, ihr eine Kunst-Welt überziehen muss, in dem ihr – und ihm selbst – allmählich die Luft ausgeht. Dass der Mensch von seinen eigenen Prämissen her nicht zu retten ist – damit spreche ich nur im Diskurs qualifizierter Selbstdäuschung, den wir Zivilisation nennen, einen Skandal aus. Einem religiösen Menschen sage ich damit nichts Neues.

Aber gerade ihm gegenüber muss dann die Frage erlaubt sein, ob er sich eine Hoffnung, die auf dem Boden jener Selbstdäuschung erwachsen ist, erlauben, ob er sie der Menschheit in Form eines universalen Welt-Ethos anbieten darf.

Die griechischen Tragiker glaubten ihrer Polis eine andere Wahrheit schuldig zu sein. Nehmen wir das Beispiel von Sophokles' Elektra: der im Atridenhaus verbliebenen überlebenden Schwester Iphigenies. Jener *antiken* Iphigenie, die der Vater Agamemnon noch im Ernst geschlachtet hatte – natürlich zum Besten der Griechen, denen widrige Winde die Ausfahrt in den Trojanischen Krieg versperrten. An dessen glorreichem Ende wird die Mutter, Klytämnestra, den Tochtermord nicht vergessen haben, sie wird ihn ihrem heimgekehrten Agamemnon heimzahlen, sie wird ihren Bettgenossen Aigisth auf den Thron setzen. Und nun wird es den überlebenden Kindern obliegen, wiederum an der Mutter die Rache für den Gattenmord zu vollstrecken. Auf Orest, dem entfernten Sohn, ruht diese schauderhafte Erwartung, aber Elektra, der im Haus verbliebenen Tochter, fällt es zu, sie zu personifizieren. Das ist die Ausgangslage in diesem verfluchten Geschlecht: Die Katastrophe muss fortzeugend immer neue Katastrophen gebären, und die Götter versprechen keinerlei Entlastung. Im Gegenteil: Sie treiben die Mordmaschine an. Es ist, wir brauchen nicht einmal nach Bosnien zu schauen, ein realistisches Setting: quasi eine normale menschliche Familiengeschichte. Jeder tut sein Bestes, jeder will auch nur das Beste vom Andern, eben das, was ihm dieser natürlich nicht geben will. Das Netz der Verstrickung braucht den manifesten Bösewicht, den Teufel, nicht dazu; schreckliche Kindespflcht genügt, um aus lauter gutem Willen der bösartigen Notwendigkeit Stricke zu drehen und um die Hälse der Beteiligten und Betroffenen zu schlingen. Wo soll in diesem Hause Humanität herkommen, wo gibt es einen Boden für sie?

Elektras Wahrheit

Elektras Antwort ist bei Sophokles grandios einfach. Sie hält *ihr* Stück der Wahrheit fest, als wäre es das ganze Leben. Sie klagt nicht um den Vater, sie *ist* Klage um ihn. Sie will nur *eine* Gerechtigkeit, sie

kennt keine andere. Ihr Pathos ist deckungsgleich mit ihrer Person, mit ihm steht und fällt sie. Vorschläge zur Vernunft prallen an ihr ab, auch dieser:

«*Von einer Sterblichen stammst du Elektra!
Bedenke es! Und sterblich war Orest!
Drum klage nicht zu sehr! Uns allen
Wird abgefordert, dass wir dies erleiden.*»

Oder die Vernunft aus dem Munde der Schwester Chrysothemis:

«*Soll ich als Freie leben, muss ich den
Mächtigen in Allem hören.*»

Das einzige Mass von Elektras Handeln ist *ihre* Wahrheit:

«*Mir sei allein, dass ich mich selbst nicht
betrübe, die Nahrung.*»

Diese Nahrung würde zu Gift in jeder Verallgemeinerung – sie ist das wirksamste Treibmittel zur Katastrophe. Dennoch bringt es Sophokles fertig, diesen absoluten Eigensinn als Humanum erscheinen zu lassen – ja, als *das* Humane der Tragödie. An *dieser* Elektra haben viel spätere Autoren weitergedichtet. Giraudoux spitzt die Tragödie noch einmal zu – gegen die Politik, die Realpolitik. *Seine* Elektra müsste, als Bürgerin Mykenes, von ihrer Rachepläne sofort ablassen, denn ihre Stadt wird von Feinden belagert. Aber für sie gibt es keinerlei Burgfrieden mit der Unwahrheit – will sagen: mit dem, was nicht ihre Wahrheit, nur die Maxime guter Politik ist. Das Stück kam 1937, ein Jahr vor der Münchener Konferenz, auf die Bühne. Es verweigerte jedes Appeasement mit der Staatsräson des lieben Friedens. Aber auch wenn die Kompromisslosigkeit diesmal nicht ins Recht gesetzt worden wäre: Sie hat ihr Recht in sich. *Fiat justitia, pereat mundus* – für Elektra kann keine Welt ein *mundus*, eine geordnete, eine gute Welt sein, wenn sie auf Lüge gebaut ist. Dass diese Lüge für jemand andern die Wahrheit, seine einzige Wahrheit ist und sein muss, gehört zum Selbstverständnis des tragischen Universums – es ist auch für Elektra selbstverständlich. Und kümmert sie nicht.

Was sollte uns hindern, diese Eingleisigkeit, diesen *One track mind*, diese Exklusivität der persönlichen Wahrheit unklug zu nennen, unrealistisch, destruktiv? Nichts hindert uns daran – dass tragische

Helden fatal sind, selbst ein Stück jenes Verhängnisses, dem sie nicht entrinnen, ist ja das Thema der Tragödie. Elektra gehorcht nur dem, was sie ihre «Satzung» nennt; für Antigone ist es der *Nomos agraphos*, das ungeschriebene Gesetz. Die Tragödie schreibt es schaudernd nach, zieht diese absolute Richtschnur, die bald genug für diejenige, die alles an ihr misst, zum Strick wird. Wie kommt es nur, dass wir der verkörperten Einseitigkeit des Pathos – der wir ja nicht recht geben dürfen – doch ihr Recht lassen müssen, auch gegen das Ethos? Dass mit Antigones Untergang ein Teil von uns selbst dahingeht – und zwar jenes, das wir das beste nennen und das – wie in Goethes «Faust» zu lesen ist – ohne «Schauder» nicht zu haben ist? Spielt die Tragödie – radikal genug, nämlich an unsere Wurzeln gehend – mit unserem geheimen Wissen, dass alle Eigenschaften, da wir zur menschlichen Kultur zählen, die wir im ausgezeichneten Sinn: menschlich nennen, auf *ihrem*, dem tragischen Boden gewachsen sind, niemals auf demjenigen des Kompromisses, des weltklugen und menschenwürdigen Ausgleichs?

Der Mittelweg führt in den Tod

So und nicht anders, wie bei Elektra und Antigone, sind Wahrheiten erobert, Entdeckungen gemacht, Meisterwerke geschaffen worden. So, und um keinen geringeren Preis – um bei unserem Thema zu bleiben – werden Grenzen erfahren: indem eine, einer davon lebt, und daran stirbt, dass er oder sie Grenzen überschreitet. Brechts bekanntes Wort, dass im Fall der Not nur ein Weg ganz gewiss den Tod bringe, nämlich der Mittelweg – (die Wahrheit, dass es vor dem Abgrund keinen Kompromiss gibt zwischen Stehenbleiben und Sprung) –: von diesem Grundsatz lebt die Tragödie. Und was an uns selbst das Menschlichste ist, steht und fällt mit ihr. Das Menschliche – das soll ein für allemal keine freundliche Zuschreibung mehr sein, es ist zur Beschönigung denkbar ungeeignet. Wer unsere Existenz – wie jeder schöpferische Reflex – zuspitzt, fordert den Bruch heraus. Etwas, nicht das Schlechteste in uns, verlangt die Erfahrung des Untergangs, ohne dass wir es darum verherrlichen müssen.

Dass Ärgernis in die Welt kommen muss, ist am Ende auch eine biblische Wahrheit – es ist das Ärgernis der Reinheit, des Lebens ohne Rücksicht auf sich selbst.

Die tragische Figur reisst uns hin, dass wir *mitgehen*. Unter dem Doppelschock von Schreck und Mitgefühl zerbricht der Boden unserer Konventionen, unser Gefühl verlangt nach dem Feuerbad der Katharsis. Das heisst, nach der Reinigung, der Begegnung mit dem Undenkbaren, der schauderhaften, schliesslich im Glücksfall: gelassenen Wiedergeburt in ein neues Leben. Das ist das Geheimnis hinter *Hölderlins* Versen über seinen Sophokles:

«*Manche versuchten umsonst das Freudigste freudig zu sagen,
Hier spricht endlich es mir, hier in der Trauer sich aus.*»

Um keinen geringeren Preis werden dem Menschen Lichter aufgesteckt. Zur Gewährleistung des Dauerbetriebs, zur Rationierung des Stroms werden dann die Institutionen benötigt, auch die Kirchen. Aber die wahren Durchbrüche des Menschlichen – das lehrt die Erfahrung nicht weniger als der Mythos – werden bezahlt mit dem nackten Leben, der blossgelegten Existenz. Sie steht unter dem Offenen des Himmels, wie die Figuren des attischen Dramas, wie der Mann am Kreuz, – aber auch wie jeder Mann, jede Frau auf der Bühne ihres unendlich zerbrechlichen Alltags. Es sind die Verletzer der Grenze, dank derer wir innerhalb unserer Grenzen nicht sicher, aber mit dem Segen der Fruchtbarkeit wohnen. Prometheus, der das Monopol der Götter auf das Feuer brach und dafür an den Kaukasus geschmiedet wurde, ist der pathetische Heros der Zivilisation – aber auch Sisyphus, der dafür, dass er den Tod gefangen nahm, vom Totengott mit dem Wälzen des ewigen Steins gestraft wurde. Die Arbeit hat keinen Zweck, sie bringt keinen Gewinn, sie hat Wert und Würde allein durch den, der sie trotzdem tut. Und Camus wagte ihm nachzusagen: «*Il est heureux.*»

Dieser Sisyphus könnte auch eine Figur Lessings sein – nicht aus «Nathan dem Weisen», aber aus der «Erziehung des Menschengeschlechts». Drei Reiche unterscheidet der Aufklärer, dasjenige des Vaters, wo wir das Gute tun, weil es uns befohlen wurde; dasjenige des Sohnes, wo wir das Gute aus Liebe nachtun, weil Einer es vorgemacht hat; und das Reich des Geistes, wo wir das Gute tun, *weil es*

das Gute ist. Elektra, Sisyphus, Antigone sind Bürger(innen) dieses dritten Reiches – seine Verfassung ist nicht das Glück, sie garantiert keine Güte. Auch wenn Lessing die Französische Revolution nicht mehr erlebt hat: als tragische Natur ahnte er wohl, was aus einem Gut, das die Menschen zum Selbstzweck erheben, werden kann. Von der Tugend der Schönen Seele zur erbarmungslosen Tugend *Robespierres* ist nur ein Schritt – und wieder nur einer zu den grauenvollen Sekundärtugenden, die den gebildeten Mörder *Fichte* und *Wagner* zitieren liess, wenn er das Volk Nathans des Weisen ins Gas schickte: Deutsch sein heisse, eine Sache *um ihrer selbst willen* tun. Nein: das dritte Reich der Utopie ist wahrhaftig keine Idylle und der Schauder von der Selbstbestimmung des Menschen, der Autonomie, des Selbstlaufs seiner Taten kein leeres Wort.

***Nur Menschen,
die, was sie
ganz und gar
geschenkt haben,
auch ganz geben
können, können
zeigen, dass –
wie Rilke sagt –
«Dasein viel ist».***

Gut gemeint gilt nicht

Und doch gerade: hier, wo es uns am sauersten wird, müssen wir uns Thomas Manns Analyse am gründlichsten gesagt sein lassen: es gebe keine bösen oder guten Deutschen; es sei ihr Bestes, was sich ins Schlimmste verkehrt habe. Diesen Satz nimmt man nicht ernst genug, wenn man ihn auf die Deutschen beschränkt. «Bruder Hitler» – so der Titel von Thomas Manns abgründigem Essay – sagt ja nichts anderes, als dass wir die Elekten, die *Jeanne d'Arcs* unserer Geschichte nicht ohne die *Neros* oder die *Milosevics* haben. Der Schauder lauert nicht an den Grenzen der Zivilisation, er sitzt in ihrem Kern. Hätten wir diese Grundlektion über den Menschen gelernt, dürften wir unser «*Nie wieder!*» – nach jeder katastrophalen Enttäuschung etwas leiser schwören. Dafür brauchten wir auch – Stichwort Jugoslawien – über unsere Rückfälligkeit nicht so laut zu lamentieren. Kein Anspruch auf guten Sinn, kein Modell von Heilserwartung, am wenigsten das naive des «Fortschritts», will so recht zum Stoff unserer Geschichte passen: er wirft es ab und strafft es Lügen. Denn diese Geschichte ist gemacht aus unserem eigenen Stoff in seiner unüberwindlichen Zweideutigkeit. Und wenn darin überhaupt ein Gesetz waltet, so gibt es sich in der alten Tragödie zu erkennen: *Gut gemeint gilt nicht.* Das

Menschlichste an uns bleibt die Anerkennung unserer Disposition zu allem, auch dem Unmenschlichsten. Büchners Gebot: wir möchten unseren Phrasen doch einmal nachgehen bis dahin, wo sie *verkörpert* würden, gilt zuerst, und am meisten, für die grossherzigen Phantasien, die grandiosen Illusionen über das Menschliche. Nicht bloss Kunst, auch Menschenliebe ist das Gegenteil von gut gemeint.

Ich glaube, Hans Küng, dass die Geschichte unserer Spezies für Ihr «Welt-Ethos» verdorben ist – das glaube ich ohne Rechthaberei und schon gar ohne Genugtuung. Mein Respekt vor dem Menschen gebietet mir die Annahme seiner grundsätzlichen Gebrechlichkeit: Wo das Pathos beginnt, kommt das Ethos an seine Grenze. Ich sehe nicht schwarz, – mit Karl Kraus: *ich sehe nur*.

Trennung oder Muster ohne Wert

Das grösste, das wohl erhabenste Ethos, in dem der Mensch sich den Menschen verbinden kann, finde ich in Schillers «Wallenstein»: Thekla antwortet auf Max Piccolominis Not, welcher Stimme denn zu folgen sei: derjenigen der Rücksicht auf ihren Vater Wallenstein, dem er viel schuldet, oder der Stimme des Gewissens: «Wie du dir selbst getreu bleibst, bist du's mir.» Die Antwort bedeutet die Trennung der Liebenden, sie schliesst, wie sich zeigt, Maxens Todesurteil ein. Aber nur, wer sich so trennen kann, zeigt dem Menschen, was Vereinigung, was Glück bedeutet. Nur wer so stirbt, gibt dem Leben jene Wahrheit zurück, die es zu einem Wert macht – einem Wert nicht um jeden Preis. Es gibt eine Billigkeit, eine Art der Abwägung, die uns zu einem Muster ohne Wert macht. Nur Menschen, die, was sie ganz und gar geschenkt haben, auch ganz geben, können «das Freudigste freudig sagen», können zeigen, dass – wie Rilke sagt – «Dasein viel ist».

In dem, was ihn im Innersten, was ihn allein angeht, kann der Beruf des Menschen nicht der Kompromiss sein. Er lebt für und durch den Augenblick, wo er «sich erklärt» – *se déclare*, heisst es in Giraudoux' «Electre», und meint den Punkt, wo eine Figur Farbe bekennt, *ihre* Farbe. In Electres Fall heisst sie Gerechtigkeit – «*J'ai la justice, j'ai tout.*» Für das Drama

gewiss eine Teilwahrheit: aber um auch nur soviel zu sein, bedarf sie des vollen Einsatzes einer ganzen Person. Die Katharsis, die Kraft der Reinigung, wird nur unter der Bedingung unserer Erschütterung möglich – zuerst der Erschütterung unseres Menschenbildes, und zuallererst des frommen, des gut gemeinten.

Ein Orest, der dem Muttermord ausgewichen wäre, hätte sich die Erinnen er-spart. Ohne seine Tat wäre aber auch die Verwandlung ihres furchtbaren Anspruchs in die fruchtbare Grundlage der athenischen Polis nicht zu haben gewesen, den die «Orestie» des Aischylos zelebriert. Die Bösen, die Irremachenden selbst haben sich verwandelt: aus Rachegottheiten in Eumeniden. Nun *tragen* die Dämonen den Staat, statt ihn – als verleugnete und verbannte – zu unterhöhlen. Orests Muttermord war verlangt; danach war auch sein Wahnsinn verlangt. Dass das Ethos davor verstummt, beweist die Stimmengleichheit auf dem Areopag. Aber die Stimme Pallas Athenes, die sie herbeiführt, bedeutet zugleich die Legitimation des Pathos: freigesprochen sind beide, Orest und die Rachegöttinnen. Sie haben das Notwendige gegeben. Dass Ärgernis in die Welt kommen muss, ist am Ende auch eine biblische Wahrheit – es ist das Ärgernis der Reinheit, des Lebens ohne Rücksicht auf sich selbst. Aber wehe dem, durch den das Ärgernis kommt, fügt die Bibel hinzu – die Kirche hatte fast 2000 Jahre lang für Judas nur den Strick des Verbrechers übrig. Es ist neu, dass wir lernen, in ihm die tragische Figur zu sehen. Als Verfemter, aber unentbehrlicher Handlanger einer Heilsgeschichte wäre er das noch nicht. Dazu wird er erst, wenn ihm unsere Phantasie ein dem des Erlösers nicht kommensurables, aber gleichrangiges Motiv zugesteht – wodurch auch Jesus wird, was er für mich ist: eine tragische Figur. Damit hätte er für einen «dezidierten Nichtchristen» nichts an Glaubwürdigkeit verloren. Das Radikale seiner Feindesliebe, das Absurde der Bergpredigt wäre mir Kreuz genug. Es schlösse die Anerkennung ein, dass uns nicht zu helfen ist. Aber auch, dass Rettung, Erlösung, die letzten Kategorien nicht sind, an denen wir den Wert unseres Lebens zu messen haben.

Ich bin mir und Ihnen am Ende dieses angreifbare Glaubensbekenntnis wohl

***Einer tut
das Seine, eine
tut das Ihre,
weil er oder sie
vor sich selbst
bestehen will.
Das heisst:
ein Zeichen
setzen. Wofür,
und für wen?
Das ist nicht
mehr die Frage.***

schuldig: Ich versuche mich vom Aberglauben zu lösen, dass dem Menschen zu helfen sei. Auch nicht durch eine Deklaration eines Welt-Ethos – und hätten es so viele geistliche Funktionsträger unterzeichnet wie Länder die Charta der Uno. Vom Glaspalast am East River, fürchte ich, fällt kein Licht in die Fundamente unserer wesentlichen Zerbrechlichkeit. Aber auch dies gehört zu meinem Glauben ohne Hoffnung: Das Welt-Ethos sei genau so viel wert, wie jede einzelne Person dahinter, von ihrem protokollarischen Status vollkommen abgesehen, an *persönlichem* Ethos verwirklicht. Auf Werte zu verpflichten vermag nur, wer Werte lebt.

Solange ein Mensch Zeichen gibt

Wenn einer, verehrter Hans Küng, die Welt-Ethik zu seiner existentiellen Sache macht, wenn er nicht mehr fragt, ob sein Ritt gegen die Windmühlen Erfolg verspricht: dann erlebe ich darin sein Pathos und verneige mich davor. Wir haben – auf dem Papier, auch demjenigen von Chicago – keinerlei Chance gegen das Chaos, das wir angerichtet haben. Aber die Chance, die wir nicht haben, zu nützen: vor jedem, der dazu ermutigt, der das selbst versucht, habe ich den grössten Respekt. Denn es heisst – frei nach Lessing – das Gute tun, nicht weil es geboten ist, nicht weil es uns ein gröserer Herr vorgemacht hat – aber auch nicht, weil es das Gute ist, über das wir sowenig wissen und von dem näher besehen nichts Eindeutiges übrigbleibt. Sondern: Einer tut das Seine, eine tut das Ihre, weil er oder sie vor sich selbst bestehen will – aus jener Selbst-Achtung, die radikal sein muss, weil empirisch für sie keinerlei Anlass besteht. Das heisst: ein Zeichen setzen. Wofür, und für wen? Das ist nicht mehr die Frage. Die Chaoslehre eröffnet uns ja die Aussicht, dass das Falten eines Schmetterlingsflügels in China einen Sturm über Hamburg auslösen kann – ich denke, wir verzichten besser auf diesen Trost. Da ist mir Giraudoux' Wink

doch lieber: wonach die Götter nicht ausziehen, so lange ein Mensch da ist, der «Zeichen gibt». Für Egisthe, der starke Gründe hat, die Aufmerksamkeit der Götter nicht zu wecken, ist es das Zeichen, dass Electre, der einsame Strahl, verlöschen muss. Aber auch er erfährt *seine déclaration* – und das bedeutet für ihn, dass er Farbe zu gewinnen, zu leuchten beginnt. Er sieht Mykene endlich als seine Stadt, und da wird ihr Leben grösser als sein eigenes. Er stirbt daran, aber nicht mehr als Objekt von Orestes Rache, sondern als Subjekt eigenen Rechts. Er hat Farbe gewonnen, derjenigen Electres entschieden entgegengesetzt: so, nur so, trägt er zur tragischen Würde des Dramas bei. Denn aus lauter Grautönen würde nie ein Regenbogen.

Diesen als Zeichen des Friedens, der Versöhnung zu lesen, wäre voreilig. Menschensohne und -töchter scheinen nicht dazu geschaffen, einander den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Sie wissen, verehrter Herr Küng, *welchen* Menschensohn ich hier zitiert habe. Das Feuer, das er auf die Erde gebracht hat – «*und ich wollte, es brenne schon*» –, wird nicht gelöscht vom absurdnen Gebot der Feindesliebe, ja es ist, unbegreiflicherweise, vom selben Stoff. Es hat das Zeug, unser Welt-Ethos zu verzehren – und aus der Asche wieder erstehen zu lassen. Das letzte Wort in Giraudoux' «*Electre*» wird von zwei Bettlern ausgetauscht. Wir dürfen argwöhnen, dass sich in ihnen Götter verbergen, zu wissen brauchen wir es nicht. Mögen sie hier auch mein letztes Wort in unserer Sache sprechen.

Die Bettlerin fragt: «*Wie nennt man das, wenn der Tag aufgeht wie heute und alles verdorben und vernichtet ist und doch atmet die Luft sich selber, man hat alles verloren, die Stadt brennt, die Unschuldigen schlachten einander ab, doch auch die Schuldigen verenden, in einer Ecke des Tags, der sich erhebt?*»

Der Bettler antwortet: «*Das hat einen sehr schönen Namen. Das heisst Morgenröte.*» ♦

ADOLF MUSCHG